Vor einem sprachlichen Stellungswechsel?

Autor(en): **Raeber, Kuno**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1983)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421371

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

geber der Schriftsprache und wegen des gewaltigen Einflusses seiner Bibelübersetzung auch als Normgeber der Umgangssprache und ihrer Sprichwörter.[44]

Vor einem sprachlichen Stellungswechsel?

Unter dem herausfordernden Titel *„Das schweizerische Sprachdilemma"* hat der in München lebende Schriftsteller Kuno Raeber, seiner Herkunft nach ein Luzerner, in einer umfangreichen Abhandlung dargelegt, daß die deutsche Schweiz im Begriffe sei, die Hochsprache preiszugeben. Die „Neue Zürcher Zeitung" hat diese Abhandlung am 4. Juni 1983 in gekürzter Form veröffentlicht. Wir legen hier einige Abschnitte daraus vor und rufen unsere Leser auf, Raebers Gedanken und Beobachtungen an den eigenen Erfahrungen zu messen und ihre Meinung kundzutun. *Die Schriftleitung*

Von der unwissenschaftlichen und ideologisch durchtränkten Behauptung ausgehend, das Hochdeutsche sei für den Deutschschweizer eine Fremdsprache (!), schreibt Raeber:
Als Muttersprache eines Menschen gilt gemeinhin, nicht nur im deutschen Sprachbereich, primär die Hochsprache, in der er sich zuerst artikulieren gelernt hat, in der er, zumindest, seine Schulbildung empfing. Auch in der Schweiz war das spätestens seit der Aufklärung und noch bis vor kurzem nie ernstlich bestritten worden. Der Dialekt aber steht, so etwa die lange herrschende Meinung, hinter der Hochsprache als deren gleichsam lokale und intime Variante und ältere Vorform. Dialekt und Hochsprache wurden bis in die neueste Zeit nicht als Gegensatz empfunden, sondern als zwei verschiedene Stufen, Erscheinungsweisen derselben Muttersprache.
Ein historischer und geographischer Überblick läßt zudem erkennen, daß die Grenze zwischen Hochsprache und Dialekt fließt. Ein Dialekt kann zur Hochsprache aufsteigen, eine Hochsprache zum Dialekt absinken. Derart etwa sind aus dem Lateinischen, in einem Prozeß des Ab- und Wiederaufstiegs, die romanischen Sprachen entstanden. Der alemannische Dialekt war bisher zu keiner Zeit Hoch- oder Schriftsprache. Diese Funktion hatte die

[44] Über Martin Luther und das Sprichwort vgl. die bibliographische Zusammenstellung in Wolfgang Mieder, *Proverbs in Literature: An International Bibliography*. Bern: Peter Lang, 1978, S. 85—86. Jetzt auch den neueren Aufsatz von Dietz-Rüdiger Moser, „‚Die wellt wil meister klueglin bleiben...'. Martin Luther und das deutsche Sprichwort", *Muttersprache*, 90 (1980), 151—166.

längste Zeit, auch im deutschen Sprachraum, das Latein. Der Dialekt wurde nie geschrieben und weder in der Schule noch in der Kirche, noch vor Gericht verwendet. Neben das Latein tritt dann allmählich eine regionale, in der Schweiz und Süddeutschland also eine oberdeutsche Gemeinsprache, die zwar überall mundartliche Elemente enthält, aber niemals identisch ist mit dem gesprochenen Dialekt. Sie befindet sich gleichsam auf halbem Weg zwischen diesem und der neuhochdeutschen Schriftsprache. Daß der Übergang zwischen Dialekt und Hochsprache gleitend ist, können wir heute noch in der Umgangssprache in Bayern oder Schwaben, auf dem Land vor allem, beobachten — während in der Schweiz der Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache zwar objektiv vielleicht nicht größer geworden ist, aber subjektiv immer mehr als Gegensatz empfunden wird.
Dabei kann das Verhältnis zwischen Hochsprache und Dialekt naturgemäß nur ein hierarchisches sein: Die Hochsprache ist zwar, darin haben ihre Kritiker durchaus recht, die jüngere und künstlichere, auch rationalere, aber oder gerade deshalb die verbindliche, normsetzende Form einer Sprache. Der Dialekt ist sozusagen ihre Naturform, er ist die Sprache des täglichen Gebrauchs für den privaten Bereich und wird normalerweise nur in einem engen territorialen Umkreis verstanden. Solange der Dialekt echter Dialekt ist, wechselt der Sprecher, kaum daß er seine engere Heimat verläßt, reflexartig über zur Hochsprache.

Funktion von Hochsprache und Dialekt

Und was hier, bildlich gesprochen, von der Horizontalen gesagt ist, gilt ähnlich von der Vertikalen. Wenn der Dialektsprecher in eine Situation kommt, wo er sich intellektuell (nicht emotional) differenzierter ausdrücken muß, wo ein höherer Grad der Abstraktion gefordert ist, wechselt er gleichfalls automatisch zur Hochsprache über als zu jener Form der Muttersprache, die für den Transport wissenschaftlicher Inhalte und für die genaue begriffliche Unterscheidung geschaffen und geeignet ist.
In der Schweiz nun funktionieren diese Reflexe nicht mehr. In der Mehrzahl der Fälle, in denen der Normaleuropäer, auch wenn er einen Dialekt beherrscht und sich seiner in bestimmten Situationen bedient, zur Hochsprache übergeht, hält der Deutschschweizer am Dialekt fest. Zum Teil ist das der Überrest eines älteren Verhaltens, aus der Zeit, in der sich die Hochsprache noch nicht durchgesetzt hatte. Aber für die Erklärung des Phänomens wichtiger sind andere Momente.

Das Hochdeutsche gehört in der Schweiz nicht mehr zu den Merkmalen der Identität, weder der nationalen noch der lokalen und schon gar nicht der individuellen. (...) Die in der Schweiz gesprochenen alemannischen Dialekte liegen offenbar gerade auf der Schwelle, jenseits deren sie notwendig zur Hochsprache werden. Dafür gibt es viele Anzeichen. So übersetzt etwa neuerdings die Simultananlage im Parlament des zweisprachigen Kantons Bern nur vom Französischen ins Berndeutsche und umgekehrt, der Gebrauch des Hochdeutschen ist gar nicht mehr vorgesehen. Heute soll es sogar schon Universitätslehrer geben, die ihre Vorlesungen und Seminare in Dialekt halten. In der Schule sprechen ohnehin seit Jahrzehnten die Lehrer mit den Schülern überwiegend Dialekt; Hochdeutsch ist Unterrichtssprache nur noch im allerengsten Sinn, dient nur noch zur Übermittlung des Lehrstoffs. Die Klassendiskussionen werden auch auf den Gymnasien in Dialekt geführt. Wer kann sich da wundern, daß die Jugend gegenüber dem Hochdeutschen ein Unbehagen empfindet, sich darin unsicher fühlt und, wo immer es angeht, vermeidet, hochdeutsch zu sprechen?

Wer also das Hochdeutsche als Fremdsprache bezeichnet ..., muß wissen: es ist zur Fremdsprache erst geworden; lange Zeit galt es nicht dafür. (...) Beteiligt an dieser Entwicklung sind auch die elektronischen Massenmedien. Wenn diese etwa in der Bundesrepublik, wo Hochdeutsch auch Umgangssprache ist, die sprachliche Planierung in Richtung auf ein farbloses Fernsehdeutsch fördern, bestätigen und stärken sie in der Schweiz den Dialekt in seiner beherrschenden Stellung.

Die Schweizer lieben ihre Hochsprache nicht, viel eher scheint es, daß sie sie hassen. Immer wieder hört man Klagen darüber, wie abstrakt, gemütlos, seelenlos sie sei, und das gerade von den Gebildeten, die so tun, als gäbe es weder den „Grünen Heinrich" noch „Die Kultur der Renaissance in Italien", noch „Andorra". Sie stellen sich genau so an, als ob man ihnen das Hochdeutsche aufgezwungen hätte, und nennen es verächtlich eine „importierte" Sprache. Als ob nicht alle Hochsprachen, das liegt in ihrem Wesen als überregionale Idiome, überall, außer allenfalls in der Gegend ihrer Entstehung, „importiert" wären. Um bei der unsern zu bleiben: das Hochdeutsche ist in der Schweiz nicht mehr und nicht weniger „importiert" als in ganz Westdeutschland und wurde hier zuerst einmal früher und leichter angenommen als etwa in Altbayern.

Den Gründern des Bundesstaates von 1848, den Reformern von 1874, lag nicht daran, die Schweiz sprachlich und kulturell von ihrer Umwelt abzugrenzen, sondern im Gegenteil daran, ihre politische Einheit, Eigenart und Unabhängigkeit bei gleichzeiti-

ger Zugehörigkeit zu verschiedenen Nationalitäten zu behaupten. Wenn die Bundesverfassungen von 1848 und 1874 die deutsche Sprache als „Nationalsprache" vor dem Französischen und dem Italienischen nennen, so ist damit nicht dieser oder jener Dialekt, auch nicht die Gesamtheit aller in der Schweiz gesprochenen Dialekte gemeint, sondern eindeutig, das ergibt sich aus dem Kontext der zeitgenössischen Literatur, die deutsche Hochsprache und nur diese.

Ein deutscher Sprachraum existiert zwar noch für die Praxis des Kulturbetriebs, nicht mehr aber für das Bewußtsein und für das Gefühl weiter Kreise der schweizerischen Intelligenz. Und damit ist, genaugenommen, der deutschen Hochsprache in der Schweiz überhaupt die Basis entzogen.

Was sich in den letzten Jahrzehnten ereignete, ist eine Regression, der Versuch, hinter die Aufklärung zurückzugehen. Und zwar in einem durchaus romantischen Sinn, nämlich zurückzukehren in einen ursprünglichen, heilen und natürlichen Zustand, den es niemals gab, in eine von der übrigen Welt abgeschlossene, von allen fremden Einflüssen gereinigte, gleichsam authentische Schweiz. Und diese „Rückkehr" bewerkstelligte man, was die Sprache angeht, zuerst einmal dadurch, daß man einfach stehenblieb. Da sich aber alles andere ringsum weiterbewegte, fiel man unversehens aus den alten Zusammenhängen hinaus: man veränderte sich dadurch, daß man sich nicht veränderte. Man behielt also die alte, früher allgemeine Doppelheit: Dialekt hier — Hochsprache dort, bewußt bei, machte von einem bestimmten Augenblick an die fortschreitende Annäherung der gesprochenen an die geschriebene Sprache nicht mehr mit. Im Gegenteil, man verbannte das Hochdeutsche wieder aus vielen Bereichen des öffentlichen und privaten Gebrauchs, wo es zum Teil schon seit Generationen fest etabliert schien. Das konnte jedoch nur gelingen, wenn man gegen die Hochsprache ein Ressentiment faßte, es nährte und pflegte. Das Hochdeutsche, dreihundert Jahre lang als Vorbild und Norm gültig, mußte zum Gegenstand der Abneigung gemacht werden, wenn man es aus seiner scheinbar unerschütterlichen Stellung vertreiben wollte.

(...) Nach meiner Beobachtung gibt es gerade auch bei den Intellektuellen nur eine kleine Minderheit, die ein unverkrampftes, ressentimentfreies Verhältnis zum Hochdeutschen hat und sich seiner mündlich ebenso leicht und gern bedient wie schriftlich.

So ist das Hochdeutsche in der Schweiz im Begriff, als Landessprache abzusterben. Heute nähern wir uns bereits dem Punkt, wo es nur noch als Schriftsprache dient. Eine Sprache aber, deren Gebrauch nicht nur tunlichst vermieden, sondern von weiten Kreisen, wahrscheinlich sogar der Mehrheit der Bevölkerung,

gefühlsmäßig abgelehnt wird, hat ihre Berechtigung als Ausdrucks- und Kommunikationsmittel dieser Bevölkerung verloren.

Das Alemannische als Schriftsprache?

Die Annahme des Alemannischen als Hoch- und Schriftsprache wird die Schweizer, wenn sie sich mit dem Hochdeutschen schon nicht befreunden können, von ihrer sprachlichen Schizophrenie heilen, ihr Verhältnis zu sich selbst und damit auch zu ihren Nachbarn entspannen. Vor allem die Beziehung zu Deutschland, ein höchst komplexes Verhältnis der Haßliebe, worin freilich der Haß in den letzten fünfzig Jahren zweifellos bei weitem überwog, wird sich endlich entscheiden. (...)
Das Hochdeutsche ist die Nabelschnur, mit der die Schweiz, wie widerwillig auch immer, bis auf den heutigen Tag an Deutschland festgewachsen ist. Die Nabelschnur fault längst, man schneide sie, wenn man sie nicht wiederbeleben kann und will, durch, und man wird sehen, wie frei und unbefangen die Schweizer der Welt und gerade auch Deutschland gegenübertreten werden. Sie werden endlich, jedenfalls darf man es hoffen, mit sich selbst einig sein und so reden, wie sie schreiben, so schreiben, wie sie reden. (...)
Es ergäbe sich dann freilich noch die schwierige Entscheidung darüber, wie diese Hoch- und Schriftsprache, welche die zahllosen schweizerischen Lokalidiome überwölben müßte, am Ende aussehen soll. Wird man einen Dialekt, zum Beispiel den Stadtzürcher oder Aargauer, zur Schriftsprache machen? Oder ist es nicht realistischer und angesichts des Schul- und Kulturföderalismus relativ leicht, in jedem Kanton die führende Mundart, zum Beispiel die der Hauptstadt, für verbindlich zu erklären? Die Sprachvielfalt, die zuerst einmal entstünde, ließe sich, denke ich, für eine Übergangsperiode in Kauf nehmen. (...)
Man mag die hier skizzierte Entwicklung beklagen, den hier formulierten Vorschlag ablehnen. Wer, wie ich selbst, die Balance des 19. Jahrhunderts von Kultur- und Staatsnation noch erlebt hat, in der doppelten Loyalität zur einen und zur andern aufwuchs, wird es wohl als unzumutbar, ja geradezu absurd empfinden, eine Wahl zwischen den beiden zu treffen. Aber wenn mich nicht alles täuscht, hat die weitaus überwiegende Zahl der Deutschschweizer, wodurch auch immer veranlaßt, diese Wahl getroffen. Die Balance existiert nicht mehr. Der heutige Schweizer erlebt sein Land als einen geschlossenen, von seiner nächsten Umgebung durch eine zwar unsichtbare, aber desto schärfere Linie abgetrennten Raum. Stuttgart liegt ihm ferner als New York. (...)

Kuno Raeber